

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 7 (1955)
Heft: 27

Rubrik: Blick auf die Leinwand

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BLICK AUF DIE LEINWAND

Der Mann mit 7 Frauen

Produktion: England, Korda-Film
Regie: S. Gilliat
Verleih: Emelka

ms. Der englische Lustspielfilm geht seit einiger Zeit neue Wege. Er will nicht mehr Komödie sein, sondern übt sich fleißig darin, ein Schwank zu sein. Dabei gibt es Regisseure, die feinere Hände, und andere, die unempfindliche Hände haben. Luigi Zampi zum Beispiel mit seinem «Laughter in Paradise» hat nicht sehr feine Hände, während Sidney Gilliat, der diesen Film drehte, zarte Hände hat. Der Schwank ist sordiniert.

Worum geht es? Eines Tages wacht in einem walisischen Städtchen, wo die Fischer in rollender Sprache melancholische Lieder singen und alles so bunt ist, daß man meint, man befinde sich in Italien, ein gediegener Herr auf und stellt fest, daß er nicht weiß, wo er ist, noch, wie er heißt. Er wird ins Spital eingeliefert, der Herr Professor hilft ihm auf die Spur seines Herkommens, und entsetzt stellt der gediegene Herr fest, daß er ein Polygamist ist. Sieben Frauen hat er geheiratet, so entdeckt er, eine hinter der anderen. Entsetzlich. Er wird verhaftet, kommt vor Gericht und wird von einer hübschen Dame, die Rechtsanwältin ist, verteidigt. Sieben Frauen! Die Frauen sind da, und ihn, der sich schämt, ein so wilder, ehrloser, böser Mann zu sein, schaudert ob seiner Untat. Die sieben Frauen aber sind allesamt bereit, ihn wieder zu heiraten, ihn bei sich zu behalten. Denn welcher ein Mann ist er! Sie flehen den Richter an, den Märtyrer seiner Liebestugenden freizugeben. Und er fleht den Richter an, ihn ins Gefängnis zu liefern und so von den Frauen zu befreien. Was auch prompt geschieht. Denn Recht muß sein. Als er aber wieder herauskommt, nach Jahr und Tag, wer steht da vor dem Tor? Die sieben Frauen stehen da! Entsetzt flieht der Geheilte ins Gefängnis zurück, und der mitleidige Wärter läßt ihn zur



Die Galerie hübscher Damen, die ihrem ungetreuen Mann nicht mehr gram sind, während der Prozeßverhandlung im englischen Schwank «Der Mann mit 7 Frauen».

Hintertür hinaus. Wer aber steht dort? Die Rechtsanwältin. Jetzt nützt Sträuben nichts mehr. Die achte Frau ist Gattin endlich pour le bon. Wie weiland Heinrich der VIII. Zwei mehr sogar. Doch keine Köpfe, die vom Richtblock rollen.

Dafür Tränen, die aus den Augen der Zuschauer kugeln. Tränen des Lachens. Mehr noch des Lächelns. Der Film steckt voller köstlicher Einfälle. Er ist nicht unmoralisch, wiewohl er einen unmoralischen Mann zeigt. Aber soll die Komödie nicht den Mann zeigen, der den Mut hat, sich zu bessern? Sie zeigt ihn. Sie zeigt, was er tat, was er zu tun

nun gesinnt ist und was mit ihm geschieht mit viel Ironie, mit einer tändelnden Spielerei, mit Esprit und einem leichten Seitenblick auf den Bürger, den es zu vexieren gilt. Man hat seinen Spaß. Mehr noch als die Männer, die sich ein wenig schämen dabei, die Frauen, die sich in Rex Harrison, der ein Schauspieler so nach rechter Art des Charmanten, Brillanten und Saloppen ist, ein bißchen vergucken.

Meines Vaters Pferde

Produktion: Deutschland, Carlton
Regie: G. Lamprecht
Verleih: Elite-Film

ms. In seinem Büchlein über die edle Kunst des Reitens hat der weise Grieche Xenophon, der Weisheit des klassischen Altertums pflichtschuldig seinen Tribut errichtend, gesagt, daß der Umgang mit Pferden den Mann nicht nur zum besseren Reiter, sondern auch zum besseren Menschen machen müsse. Pferde sind keine Tiere, sie sind Lebewesen von besonderer Art, und wie die Frauen muß man sie vor allem mit Gefühl behandeln. Von Pferden und Frauen ist in diesem Film, der ein Generationsfilm ist, unterbrochungslos die Rede. Man findet sich zu Beginn am Krankenbett eines Offiziers aus dem Zweiten Weltkrieg, eines deutschen Offiziers natürlich, denn der Titel hat ja schon verraten, daß es sich um einen deutschen Film handelt. Der Mann hat keinen Willen zum Leben mehr, denn der Krieg ist verloren und das Leben verpfuscht, die Heimat in Trümmern und die Seelen sind ausgelagt. Was tun? Der Arzt, fast so weise wie weiland Xenophon, läßt am Bett des Kranken eine junge Dame vortreiben, die im Besitz der Tagebücher des jüngst verstorbenen Vaters des kranken Offiziers ist und nun aus diesen Tagebüchern eine Nacht lang vorliest. Am Morgen, wenn die Bücher ausgelesen sind, man ahnt es, ist der Offizier bereit, sich für ein neues Leben (zu zweit natürlich) operieren zu lassen. Zwischenhinein aber sieht man, was der Vater, der ein Pferdenarr und ein Frauennarr gewesen ist, in seinem vielbewegten Leben erlebt hat. Er war Fähnrich in einem Ulanenregiment und wurde, weil bürgerlicher Abstammung, von seinen adelig geborenen Kameraden verachtet. Er fand Freundschaft bei einem irischen Sir, der dann als Freiheitskämpfer wider Engelland in Erscheinung tritt. Er war Oberleutnant von preußischen Gnaden und ritt alle Rennen als Sieger mit. Er trat aus dem Heer aus, weil er Spielschulden wegen sein Siegerpferd verkaufen mußte, und fand dieses Pferd bei dem Industriellen wieder, bei dem er als Gestütmeister eintritt, und in dessen Namen er das edle Tier wieder zu neuen Siegen reitet — so daß ihm sogar seine Majestät, Wilhelm II., zunickt. Zuletzt heiratet er, nachdem viele Frauen sein Herz betört und keine es ihm recht getan hat, und als er aus dem Weltkrieg I zurückkehrt, ist seine junge Frau tot. Einsam und verhärtet lebt er weiter, seine Liebe nun ganz den Pferden widmend, die ein Teil des gemeinsamen Lebens mit seiner Frau sind. So endet der Film mit gesinnungshaften Fanfarenstößen: das Leben geht weiter, und weil's weitergeht, muß es gut sein.

Der Film, den Georg Lamprecht mit Anstand inszeniert hat, ist stellenweise ein Vergnügen, stellenweise ist er zu lang und manchmal verbirgt sich hinter der Fassade der Pferdeliebe ein bißchen zu viel preußische Militärgesinnung. Die Ulanenoffiziere, schmucke, schlanke Burschen mit sinnenden Augen und aufrechten Stirnen, sie könnten aus Romanen Fontanes stammen, wenn sie nicht um eine (unkünstlerische) Spur zu sentimental gesehen wären. Die Pferdefreude, sie müßte eigentlich die Atmosphäre des ganzen Films durchtränken, aber es geschieht nicht, es bleibt meist bei einem rhetorischen Lob des edlen Tieres. Und die Männer sind entweder bieder-preussisch, wie der Wachtmeister und Pferdewächter, oder elegant-preussisch, wie der Herr Kommerzienrat, der Rat und Tat in sich vereinigt. Gespielt ist der Film, der eine gewisse anti-englische Spitze in seiner Irländer-Episode schärft, leidlich.

Tokio-Story

Produktion: USA, Fox
Regie: S. Fuller
Verleih: Fox-Films

ms. Die Phantasie der Filmleute treibt seltsame Blüten. Es genügt ihnen nicht mehr, einen Gangsterfilm in Chicago zu drehen, wie es in der guten alten Zeit von Howard Hawks unvergleichlichem «Scareface» der Fall war. Sie reisen nun, da Japan politisch interessant ist, nach Tokio und drehen dort einen Thriller nach altem Schrot und Korn. Nein, Politik kommt darin für einmal nicht vor, die Gangster, die die Stadt unsicher machen, amerikanische Militärzüge überfallen und Bankenausos ausrauben, sind keine Kommunisten, es sind nicht einmal Japaner, sondern Amerikaner, genauer: kriminell gewordene GI der USA-Army. Eine kritische Beleuchtung der Situation? Keineswegs. Man würde damit die Unterhaltung beschweren. Nein, man will einfach spannen, die Nerven zum Zittern bringen und den Schweiß auf die Stirnen der Zuschauer treiben. Wieder kommt die legendäre Figur des Detektivs vor, der sich in die Bande einschleicht, das Vertrauen des Führers erwirbt, dann ertappt wird und mit knapper Not mit dem der Army und der Tokioter Polizei teuren Leben davonkommt. Der Höhepunkt ist der Schluß: Hoch über den Dächern von Tokio jagen sich der Gangsterboß und der Detektiv auf einem rotierenden Karussell mit Kugeln rundum, und schließlich siegt der Detektiv. Der Gangsterboß stirbt erbärmlich unter den Kugeln des Tapfers.

Der Gangster ist nicht tapfer. Er ist wahnsinnig. Geisteskrank. Es ist immer etwas bemühend, wenn in solchen Filmen, die einfach durch die Aktion leben und einer in dieser Aktion verankerten Psychologie bedürfen, damit anfangen, in differenzierter Psyche zu spielen. Es kommt immer verkehrt heraus dabei, die Psychologie stammt aus der Retorte und die Härte der Story erhält einen Zwick ins Sadistische, weil Ausgeklügelte. Und an Sadisten ist dieser Film denn auch reich. Wann endlich beginnt man, unsere Nerven zu schonen?

Razzia in Paris

(Razzia sur la chnouf)

Produktion: Frankreich, Jad-Films
Regie: Henri Decoin
Verleih: Gamma-Films

ms. Chnouf: das ist im Argot der französischen Gangster Kokain, entspricht also im deutschen Rotwelsch dem Worte Koks. Was eine Razzia ist, weiß jedermann. Der Film zeigt also den Kampf der Polizei gegen die Rauschgiftschmuggler. Rauschgiftschmuggler und -händler sind böse Leute, sie kennen kein Erbarmen, sind hart, brutal und gewissenlos. Wenn man gegen sie kämpfen will, muß man ebenfalls hart sein und zumindest die Skrupeln auf Urlaub schicken. Will man nun den Kampf gegen die Rauschgiftschmuggler im Film darstellen, muß man vorausgehend den Terror und die Arbeitsweise dieser Leute darstellen, und was so entsteht, ist natürlich ein äußerst harter Film, in dem die Leben nichts gelten und die Revolver losgehen, ehe man's sich versteht. Henri Decoin hat diesen harten Film gedreht.

Die dokumentare Kaltschnäuzigkeit, die in Filmen wie «Touchez pas au grisbi» und «Du Rififi chez les hommes» Schule und Stil gemacht hat, findet sich auch in diesem Film wieder. Da aber Decoin ein Stilimitator ist, ein Regisseur, der selber nie Stil besessen hat, sondern andere immer nur kopierte, ist diese dokumentare Kaltschnäuzigkeit, die gerade ausreicht, für einen Kriminalfilm Stil abzugeben, bei ihm durchaus nicht autochton. Jacques Becker und Jules Dassin, die Regisseure der beiden anderen Filme, sind Künstler. Sie haben Finessen. Decoin hat diese Finessen nicht. Oder er hat sie aus zweiter Hand. Daher wirkt sein Film sehr brutal, er wirkt abstoßend, wie jene anderen Filme nie gewirkt haben. Dazu kommt, daß hier nun «Moral» deutlich ausgesprochen wird; während Becker und Dassin die Moral aus der Fabel und ihrem Ende selbst wirken ließ, klebt sie Decoin auf in der Form des Sieges der Polizei und erwirbt sich damit die Zustimmung der Zensur, die natürlich nicht Nein sagen kann zu einem Film, der

die Polizei als Helden zeigt, wiewohl er dabei äußerst unangenehm und brutal ist. Daß «Rififi» verboten wurde und dieser Film nicht, wirft ein bezeichnendes Licht auf unsere Zensur (im Kanton Zürich). Im übrigen ist zu erwähnen, daß der Trick, den Polizeinspektor als den Obergangster erscheinen zu lassen, sehr unanständig ist; daß die Gangster auf diese Weise dupiert werden, gehört sich, unerhört aber ist, daß auch die Zuschauer um die Löffel balbiert werden. Jean Gabin spielt diesen Polizeinspektor, der in der Höhle des Löwen haust, er spielt ihn mit dem herben Charme seiner zähen Männlichkeit.



James Dean in seinem vorletzten Film «Der grundlose Rebell», welcher sich mit Fragen der Mittelschule befaßt, mit zwei Nachwuchsschauspielern.

Mambo

Produktion: Italien, Ponti und Paramount, USA
Regie: R. Rossen
Verleih: Star-Film

ZS. Mambo ist der Name eines heißblütigen italienischen Tanzes, und so heißblütig wie sich die kühlen Nordamerikaner, welche sie finanziert haben, den italienischen Süden vorstellen, ist denn auch diese Filmsuppe angerichtet worden. Wenn der Yankee schon Millionen in einen ausländischen Film steckt, will er für sein Geld auch etwas haben.

Heiß geht es allerdings genügend zu, aber keineswegs glaubwürdiger. Silvana Mangano sucht darin ihren frühern Erfolg mit dem «Bittern Reis» zu erneuern, was ihr jedoch keineswegs gelingt, besonders nicht, wenn sie zu sprechen hat. Zwei Männer bewerben sich um das arme, tanzbegabte Mädchen, das sie darzustellen hat: der stellungs- und ebenso gewissenlose Mario, und ein reicher, aber kranker Graf. Nachdem sie vor den Schlägen des Erstern zum Letztern geflüchtet ist, aber dabei vom Regen in die Traufe gerät, schließt sie sich einem berühmten englischen Ballett an, steigt rasch die Stufenleiter empor und kehrt nach jahrelanger Abwesenheit als große Künstlerin zurück. Mario versucht, sie als Werkzeug gegen den Grafen zu verwenden, um sich in den Besitz von dessen Erbschaft zu setzen, was sie aber schließlich in ihrer Liebe zu diesem verweigert, worauf er von Mario getötet wird. Sie will aber von ihm nichts wissen und verschwindet mit dem Ballett.

Nur ein bedeutender Regisseur hätte aus dieser opernhaften Dreieck-Geschichte einen guten Film machen können. So ist bloß eine hitzige, aber leere Konstruktion mit Tanzeinlagen und aufgeregter Dramatik entstanden, worin primitive Menschen ungezügelter Leidenschaft folgen. Man wollte Tanz, Musik, großes Drama, hinreißendes Temperament, aber es blieb trotz guter Photographie beim Außerlichen, es fehlt echte Nahrung, und man geht hungrig wieder fort. Die italienisch-amerikanische Produktionsgemeinschaft wird zu ihrer Rechtfertigung überzeugendere Werke schaffen müssen.